

Die Kleintierhaltung der Bergleute am Beispiel Bönen

Borstenvieh, Ziegen, Hühner und anderes Geflügel

von Barbara Börste



Die Brüder Anton und Franz Krychowsky kamen 1901 aus einem kleinen Dorf im Kreis Warschau nach Altenbögge. Das Familienfoto entstand in der Alten Kolonie. Das Datum der Aufnahme ist leider nicht bekannt.

Foto: Gemeindearchiv Bönen

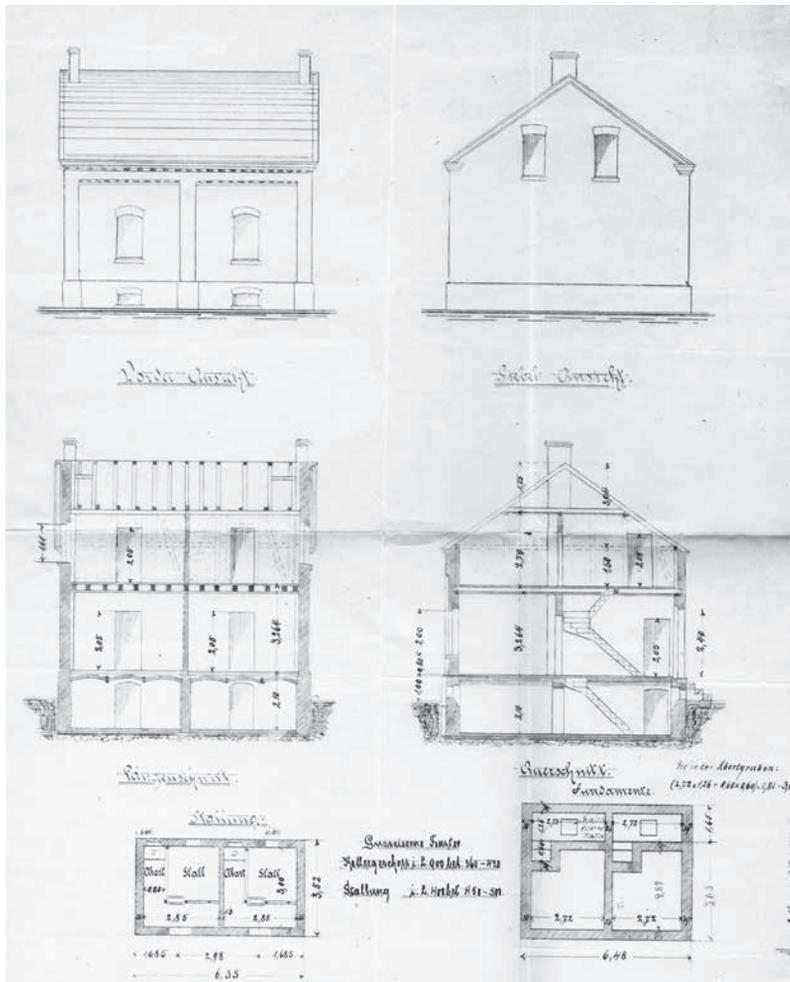
„Wer das auf einer Anhöhe gelegene Dorf Bönefeld in drei, vier Jahren nicht gesehen hatte, der kannte es jetzt gewiss nicht wieder, wenigstens kam es ihm wunderlich vor, dass das das alte Nest sein sollte, das er von früher in der Erinnerung hatte. Vor wenigen Jahren noch lag es still und schläfrig da, wie heute noch so manches Dorf im östlichen Hellweg: zufrieden und sich selber genug, fernab von dem Brausen und Sausen der neuen Zeit. Seitdem aber die roten Riesen dem Dorfe und der Umgegend geboten, war vieles anders geworden.“

Mit diesen Sätzen beginnt das zweite Kapitel des im Jahr 1913 erschienenen Romans „Die Roten Riesen“ des Autors Dietrich Darenberg. In seinem Buch beschreibt Darenberg exemplarisch die Zeit des industriellen Umbruchs in den fiktiven Dörfern „Altenberge“ und „Bönefeld“. Er selbst wurde am 1. Dezember 1879 in Nordbögge geboren und hat sich in seinem Werk eindeutig an der Entwicklung der Gemeinden Altenbögge und Bönen nach der Abteufe des Schachtes III der Zeche Königsborn im Juni 1899 orientiert.

Die Entwicklungsgeschichte des Ruhrgebietes ist stets die Geschichte des Bergbaues in dieser Region. Ohne den Bergbau wäre das Ruhrgebiet wie es sich heute präsentiert kaum denkbar. Man vergegenwärtige sich, dass diese Landschaft noch fast bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu großen Teilen von Dörfern und kleinen Bauerschaften geprägt war, deren Einwohnerzahl sich im Hunderterbereich bewegte und selten mehrere Tausend erreichte. Dieses Bild änderte sich, als mit der Entwicklung der Dampfmaschine die technischen Voraussetzungen für den industriell betriebenen Bergbau geschaffen wurden und sich kapitalkräftige Gesellschaften bildeten. In einem immer rasanteren Tempo breitete sich der Bergbau von Süden kommend nach Norden aus und die Zahl der Zechen im „Revier“ stieg innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten auf fast 300 an. Die Mehrzahl der Bauern tat sich schwer mit der schnellen Veränderung ihrer Heimat und sah der Entwicklung ihrer Dörfer zu Industriestandorten mit großer Skepsis entgegen. Nicht nur die altvertraute Landschaft hatte sich mit den weit sichtbaren Schornsteinen und Industriebauten verändert, sondern sie sahen sich in Folge der zunehmenden Abwanderung der jungen Arbeitskräfte zum Bergbau mit einem Mangel an Knechten konfrontiert. Die alte Machtposition des Bauern, bei der die Knechte und Mägde vom seinem Wohlwollen abhängig und ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren, geriet ins Wanken. Dieses muss sich auch der Großbauer Schulte-Persting, eine der Titelfiguren in Darenbergs Roman, eingestehen: „Seit da drüben die roten Riesen standen und prahlten und lockten, da schritten die Köttersöhne und Tagelöhner aufrechter, sie mühten sich nicht mehr um Gruß und Anrede der großen Bauern, und wer ihnen nicht gute Worte in Menge und reichlichen Tagelohn gab, der sprach sie umsonst um Hilfe an.“

Zwei Ziegen für die Milchversorgung

Auf der Zeche erhielt der junge Bergmann ein festes Einkommen bei einer kürzeren Arbeitszeit und mehr persönlicher Freiheit. Zudem ermöglichte es ihm die verbesserte Lohnsituation, eine Heirat nicht mehr unbedingt vom Tod des Vaters und einer Erbschaft abhängig zu machen. Häufig betrieben die jungen Familien als Kötter im Nebenerwerb noch etwas Landwirtschaft. Dabei waren die Männer in der Regel für den Feldanbau – zumeist Roggen, Rüben und Kartoffeln – verantwortlich, während die Frauen sich dem Obst- und Gemüsegarten ihres Kottens widmeten und für die Versorgung des Viehs zuständig waren. Zumeist ging der Viehbestand nicht über eine Kuh oder zwei Ziegen für die Milchversorgung und ein paar Schweine, Kaninchen sowie etwas Federvieh für den Bedarf an Fleisch und Eiern hinaus. Jedoch ermöglichte diese Form der Selbstversorgung zumindest eine gewisse Unabhängigkeit von Teuerungen und Wirtschaftskrisen.



Lage- und Bauplan von Zechenhäusern in der ersten Bergarbeitersiedlung „Alte Kolonie“ in Altenböge, 1901. Mit dabei war stets ein Stall für die Tierhaltung. Foto: Kreisarchiv Unna 01/4177

Der Arbeitseinsatz einheimischer Kräfte im Bergbau war für die Landwirte gleichwohl das kleinere Übel. Das größere Problem war die enorme Zuwanderung von Arbeitern aus den östlichen Reichsprovinzen, Schlesien, Ost- und Westpreußen, Masuren, Posen und dem Ausland, deren Anwerbung nach der wirtschaftlichen Expansion dringend erforderlich geworden war. Den größten Bevölkerungsanstieg erlebte das Dorf Altenböge, das zuvor zu einer der kleinsten Gemeinden im Raum Bönen zählte. Die Fremdartigkeit und Unruhe, die die Zuwanderer mit sich brachten, wurde von der heimischen Bevölkerung mit großem Argwohn aufgenommen und

oft sogar als Bedrohung empfunden. Zumindest jedoch rümpften sie die Nase angesichts der mangelnden Sprachkenntnisse, der andersartigen Kleidung, Gewohnheiten und Namen. Aber auch unter den Zugewanderten, die wiederum unterschiedlichen Volksgruppen angehörten, gab es oft Spannungen und Streit, der manches Mal mit einer Prügelei endete. Die katastrophalen Wohnungsprobleme allerorten, die ungeklärten Schulverhältnisse, die schlechte Versorgungslage und die mangelnde Gesundheitsfürsorge führten dazu, dass die Arbeitskräfte nach ihrer Ankunft im Ruhrgebiet häufig ihren Arbeitsplatz wechselten und äußerst mobil blieben. Da der lokale Wohnungsmarkt die Frage der Unterbringung nicht lösen konnte, sahen sich die Zechen gezwungen, selbst in großem Umfang Wohnungen zu bauen, um ihre Belegschaft dauerhaft anzusiedeln. Schließlich versprach eine sesshafte, mit den Flözverhältnissen vertraute Belegschaft eine höhere Arbeitsleistung.

Ein Stall für jedes Zechenhaus

Wie wichtig es den Zecheneignern war die Arbeitskräfte langfristig an sich zu binden, spiegelt sich in dem sogenannten „Masurenaufruf“ wider, mit dem 1908 die Gewerkschaft Victor für die Belegung der Bergarbeiterkolonie Ickern warb: „Zu jeder Wohnung gehört ein sehr guter und trockener Keller, sodass sich die eingelagerten Früchte, Kartoffeln usw. dort sehr gut halten werden. Ferner gehört dazu ein geräumiger Stall, wo sich jeder sein Schwein, seine Ziege oder seine Hühner halten kann. Endlich gehört zu jeder Wohnung auch ein Garten von 23 bis 24 Quadratruhen. So kann sich jeder sein Gemüse, sein Kumpst (Kohl; Anmerkung d. Verf.) und seine Kartoffeln, die er für den Sommer braucht selbst ziehen. Wer noch mehr Land braucht, kann es sich in der Nähe von Bauern billig pachten.“ Zahlreiche Bergwerksunternehmen machten in ähnlicher Form auf die Vorzüge der von ihnen erbauten Kolonien aufmerksam, wobei der Begriff Kolonie ursprünglich eine besitzrechtliche Bezeichnung für die Arbeiterwohnsiedlung eines Betriebes war. Als Sonderform für die Bergarbeitersiedlungen, die ebenfalls im Grundriss geschlossen und im Aufriss und der sozialen Struktur gleichförmig waren, fand der Begriff Eingang in die Siedlungsgeografie.

In Altenböge ließ die Königsborn AG drei Monate nach Beginn der Abteufarbeiten östlich des alten Siedlungskerns in unmittelbarer Werksnähe die erste Zechenkolonie erbauen. Das Grundstück war bereits im Vorfeld von der Zeche erworben worden. Wie sämtliche Bergwerksgesellschaften des Ruhrgebiets verfügte auch die Königsborn AG über ausreichenden Grundbesitz, um Schadensersatzansprüchen wegen Bergschäden zuvorzukommen. Vor dem Hintergrund des bereits vorhandenen Landbesitzes

und den enormen Gewinnspannen der Zecheneigentümer fiel es nicht mehr so sehr ins Gewicht, dass sie nach dem Ansiedlungsgesetz von 1876 neben den Grund- und Baukosten auch zur Finanzierung der Folgekosten wie Schulen und Straßen herangezogen wurden. Außerdem wurden sowohl von der Landesversicherungsanstalt als auch von der Knappschaft günstige Kredite für den Koloniebau angeboten. Die erste Bergarbeiterkolonie in Altenböge, die sogenannte „Alte Kolonie“, wurde als dreieckiger Siedlungskomplex errichtet und umfasste die Ost-, Mittel-, Süd-, Nord-, und die Zechenstraße. Die 64 Häuser mit insgesamt 350 Wohnungen waren gerade fertiggestellt, als man bereits nördlich der Bahnhofstraße mit dem Bau der sogenannten „Kapkolonie“ begann.

Direkt hinter dem Wohnhaus und dem sich anschließenden Hof befanden sich die Stallgebäude, in denen auch das Klosett untergebracht war. Die angeworbenen Bergleute, die selbst häufig aus landwirtschaftlich geprägten Gebieten kamen, erhielten somit auch in ihrer neuen Umgebung die Möglichkeit der Kleintierhaltung und Gartenbestellung. Dieses hatte den Vorteil, die Familie auch in Krisenzeiten versorgen zu können. Aber auch sonst reichten die kargen Löhne selbst bei größter Sparsamkeit zumeist nicht aus, den Lebensunterhalt zu sichern. Der Erwerb von frischem Obst und Gemüse oder gar Fleisch war für den einfachen Arbeiter kaum erschwinglich, zumal es meist galt, eine Vielzahl von Mäulern zu stopfen. Schon für die Versorgung der kinderreichen Familie mit Brot musste ca. ein Fünftel des Lohns einkalkuliert werden. Glücklicherweise konnten sich die Eheleute schätzen, deren Söhne, zwar gerade erst den Kinderschuhen entwachsen, ebenfalls eine Arbeit auf der Zeche fanden und so zum Unterhalt beitragen konnten. In Bönen kursierte der Spruch: „Wenn Andrejewski oder Krychowski eine Familienfeier haben, steht die Zeche still“, wobei sich die Namen angesichts der großen Anzahl von Großfamilien im Laufe der Jahre immer wieder änderten.

Gärtnern statt streiken

Die Gartenarbeit und Viehhaltung diente auch dem körperlichen Ausgleich, dem besseren Einleben und dem Austausch mit den Nachbarn. Diese Art der Freizeitgestaltung entsprach naturgemäß auch den Interessen der Zechengesellschaften. Indem sie den neuangeworbenen Arbeitskräften den Eindruck eines kleinen Eigentums vermittelten, stand ihnen eine zufriedene, jederzeit abrufbare und leistungsfähige Belegschaft zur Verfügung. Für den Arbeiter wurde der Gartenzaun, der seinen Garten umgab, ein Symbol für eine bessere Welt. Ferner sollten die Männer durch die Arbeit rund um das Haus und den Garten davon abgehalten werden, die in Bönen nach der Abteufe in reichlicher Zahl vorhandenen Gaststätten aufzusuchen, in

denen möglicherweise zudem noch radikale politische Theorien diskutiert wurden. An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass insbesondere die Bergarbeiterfrauen nicht nur für die Versorgung der Kinder und des Ehemannes verantwortlich waren, sondern sie es üblicherweise auch waren, die in aller Frühe das Vieh versorgten. Der Ablauf gestaltete sich zumeist so, dass zunächst das Schwein bzw. die Schweine gefüttert wurden. Im Anschluss erhielt die Ziege ihr Futter und wurde gemolken, so dass für die Kinder und den Ehemann bereits zum Frühstück ein Glas Milch auf dem Tisch stand. Die Haltung von Ziegen, den sogenannten Bergmannskühen, war unter den Bergleuten sehr verbreitet, da sie nicht nur genügsam und zäh waren, sondern neben dem Fleisch auch noch Milch lieferten. Diese wurde von den Hausfrauen oft auch zu Butter verarbeitet. Ein weiterer Grund für die Beliebtheit der Ziegen war die gute Verwertung der Abfälle aus Haus und Garten als Ziegenfutter. Lediglich im Winter wurde Heu dazugefüttert. So konnten im Vergleich mit dem Futtermittelbedarf einer Kuh acht Ziegen ernährt werden. Im Folgenden wurden von der Frau die Kaninchen und das Federvieh versorgt. Das gesamte Prozedere wiederholte sich morgens, mittags und abends, während zwischenzeitlich nicht nur die Familie bekocht, sondern auch der sogenannte Schweinepott auf dem Herd aufgesetzt wurde. Er wurde entweder aus Kartoffeln und Kartoffelschalen oder aus Runkeln zubereitet. Häufig wurden die Kinder, je nach Alter, mit einzelnen Aufgaben der Tierversorgung betraut. So waren sie zum Beispiel dafür zuständig Grünfutter für die Kaninchen zu suchen, die Schweine und Hühner zu füttern, den Stall auszumisten und die Ziege oder die Gänse auf den benachbarten Wiesen der Bauern zu hüten. Im Frühjahr ging man beim Hüten der Tiere auf Maikäferfang und hatte so gleichzeitig für das Hühnerfutter gesorgt.

Schlachttage im Winter

Geschlachtet wurde zumeist in den Wintermonaten. Die Kinder hatten zu den Kaninchen oft ein inniges Verhältnis entwickelt und so wurde die sonntägliche Mittagsmahlzeit aus Rücksicht auf die Kinder als Rinderbraten getarnt serviert. Das verzehrte Tier wurde durch ein jüngeres ersetzt, während den ahnungslosen Kindern erklärt wurde, dass die Kaninchen im Winter durch die Kälte kleiner würden. Das Schlachten der Schweine erledigte entweder ein Metzger oder ein angelernter Bergmann, der sich ein Zubrot erwarb. Über zwei Tage erstreckte sich das „Schlactfest“, wobei am ersten Tag in aller Frühe das auf der Seite liegende Tier mit einem Schnitt in die Kehle getötet wurde. Das ausströmende Blut wurde in einer Schüssel aufgefangen bis das Schwein ganz ausgeblutet war. Währenddessen wurde das Blut unaufhörlich gerührt, um eine Klumpenbildung



Hausschlachtung in Herbern 1945/46. Das Schwein wurde mit dem Kopf nach unten mit einem Strick an einer Leiter festgebunden. Foto: privat / Börste

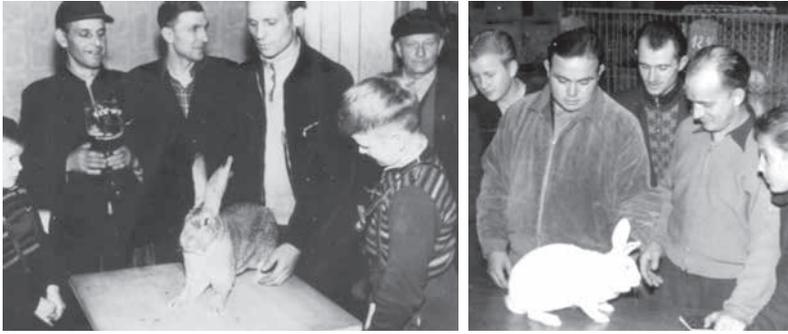
zu verhindern. Nach dem Abschaben der Borsten wurde der Kadaver mit dem Kopf nach unten mit einem Strick an einer Leiter festgebunden und diese an einer Wand aufgerichtet. Alle Innereien, die zur Wurstherstellung Verwendung finden, wurden in Behältern kühlgestellt. Nach der Reinigung der Därme und dem Abschaben der Fettschicht wurde das Tier zerlegt. Zur Konservierung wurde das Fleisch angebraten oder gepökelt und in Gläsern eingekocht. Der zweite Tag galt der Herstellung der Wurst. Wiederum frühmorgens wurde das entsprechende Fleisch gekocht und für die diversen Wurstsorten aufgeteilt und kleingeschnitten, so dass alles vorbereitet war, wenn der Metzger kam. In der Regel wurden auch die Nachbarn mitbedacht, nicht ohne auszudiskutieren, wer nun die schwerere Sau hatte.

In der Zeit vor dem 1. Weltkrieg wurden östlich der Kapkolonie zwei weitere Kolonien errichtet, wobei die Gestaltungsqualität mit jeder Erweiterung wuchs. In der Borgholzkolonie wurden die Häuser durch mit hellem Putz versehene Flächen aufgelockert und die Neue Kolonie gestaltete man

durch Vorgärten und mit Bäumen bepflanzte Straßenränder wesentlich freundlicher als die düsteren Straßenzüge in den Jahren zuvor. Die Stallgebäude wurden nun direkt an das Haus gebaut. Neben der eigenen Familie beherbergten zahlreiche Bergarbeiter Schlaf- oder Kostgänger in ihrem Haus, da sie sonst nicht in der Lage gewesen wären, die Miete, die sich auf ca. acht bis zwölf Mark monatlich belief, zu zahlen. Es handelte sich zumeist um junge, ledige Bergleute, die in der Familie einen Schlafplatz erhielten und größtenteils auch beköstigt wurden. Nicht selten wurde ein Bett nicht nur an eine, sondern an zwei oder drei Personen vermietet, die sich dann schichtweise beim Schlafen abzuwechseln hatten. Dieses war besonders lukrativ, da die Zechengesellschaft zur Eindämmung des Wohnungsmangels dem Wohnungsinhaber für jeden Kostgänger einen kleinen Teil der Miete erließ.

Neue Vereine: Kleintierzucht und Geselligkeit

Die Kostgänger entrichteten zwar ein Entgelt, dennoch blieb ein erhebliches und zumeist unbeachtetes Maß der Frauenarbeit im Hause unbezahlt. Bei der Gartenarbeit erhielten die Frauen zwar häufig Unterstützung von ihren Ehemännern, jedoch widmeten sich diese nach der anstrengenden Arbeit Unter Tage auch gerne ihren „Hobbys“. Freizeitbeschäftigung ohne die Mitgliedschaft in einem Verein war zur damaligen Zeit undenkbar. So gründete sich im Jahr 1908 im Gasthaus Timmering der Geflügelzuchtverein Altenbögge. Neben dem Austausch von Erfahrungen, konnten in eigens dafür organisierten Ausstellungen Erfolge demonstriert und miteinander verglichen werden. Bereits 1910 präsentierte der Verein seine erste Geflügelschau der Öffentlichkeit und 1922 stifteten die AG Königsborn sowie einige Geschäftsleute Ehrenpreise für die prämierten Vereinsmitglieder. Vor allem diente der Verein aber auch der Geselligkeit. So verhielt es sich auch bei den Kaninchenzuchtvereinen, von denen es gleich mehrere gab. Der älteste ist der W 15 Altenbögge, der von zehn Freunden der Kleintierzucht 1911 in der Gaststätte Middendorf gegründet wurde. Später folgten weitere Neugründungen in den einzelnen Ortsteilen, die sich mit den Kaninchenzüchtern aus Heeren-Werve 1935 zu einer Ringgemeinschaft zusammenschlossen. Ein Jahr später entstand eine erste Pelz- und Nähgruppe, die die von den Züchtern zur Verfügung gestellten Felle verwertete. Nicht nur die Versorgung mit Fleisch, sondern auch die weitere Produktverwertung spielte insbesondere zu Kriegszeiten eine nicht zu unterschätzende Rolle. Während der Koloniebau vor dem ersten Weltkrieg ausschließlich auf die Gemeinde Altenbögge beschränkt blieb, erfasste er ab 1918 auch die Gemeinde Bönen. Nordwestlich des alten Dorfkerns entstand zunächst die Mühlen- und im Anschluss die Leinkamp-



Frauen des Kaninchenzuchtvereins W 468 Bönen-Dorf bei der Näharbeit. Oben Züchter des W 15 Altenbögge

siedlung. Auch in diesen beiden Siedlungen bestand für die Bewohner die Möglichkeit der Kleinviehhaltung, da sie neben einem Garten wiederum über einen Stall verfügten. Anders in den Mehrfamilienhäusern der Vierjahresplansiedlung, mit deren Bau 1939 begonnen und der nach dem Krieg fortgesetzt wurde. Hier wurde erstmals auf ein Stallgebäude verzichtet. Stattdessen errichteten sich die Bewohner kleine Lauben, in denen sie sich während der Sommerzeit gern aufhielten und in denen sie ihre Gartengeräte unterbringen konnten. In einigen literarischen Werken wird das Leben in der Kolonie gern idealisiert. Es sollte jedoch nicht vergessen werden, dass dieses Leben zumeist von harter Arbeit und Armut gekennzeichnet war und manche Familie ohne die Möglichkeit der Selbstversorgung in Krisenzeiten noch viel größere Not hätte erleiden müssen. Spätestens mit Beginn der 1960er Jahre verliert der Garten und die Kleintierhaltung für die Bergmannsküche an Bedeutung. Die einstigen Ställe werden nach und nach durch Garagen ersetzt und der Gemüsegarten wurde von der Rasenfläche abgelöst. So titelt auch der Westfälische Anzeiger und Kurier am 26. Januar 1962: „Die `Bergmannskuh` stirbt auch in Altenbögge-Bönen allmählich aus“. Einen Grund sah der damalige Redakteur erstaunlicherweise in der Wahl der Ehefrau: „Hinzu kommt, dass der Bergmann sich seine Ehefrau

meist nicht mehr auf dem Lande sucht, wo der Umgang mit Haustieren für ein heiratsfähiges Mädchen selbstverständlich war. Die Bergmannsfrau von heute stammt aus den Städten; sie hat eine andere Einstellung zum Haushalt.“ Zum Ende des Artikels räumt er für den Wandel jedoch auch die verbesserte wirtschaftliche Situation des Bergmannes ein: „Die Zeit der Not, die Jahre des kärglich gedeckten Mittagstisches, der wochenlangen Bergarbeiterstreiks sind dahin. Der Kumpel von heute ist ein Facharbeiter, der Spitzenleistungen erbringt und gut bezahlt wird.“

Literatur:

Brüggemeier, Franz-Josef, *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919*, München 1983.

Darenberg, Dietrich, *Die Roten Riesen. Ein Roman aus dem Hellweg*, Berlin 1913.

75 Jahre Geflügelzuchtverein Altenböge 08. 1908-1983. Festschrift zur Jubiläumsschau, Bönen 1983.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Bergmannskuh> (abgerufen Januar 2012).

Die Gründerzeit am nordöstlichen Rand des Ruhrgebiets. Führer zu einer Ausstellung der Städte Ahlen, Bergkamen, Gladbeck, Kamen, Schwerte, Unna und Werne, hrsg. von der Stadt Schwerte, Schwerte 1986.

Kistner, Hans-Jürgen, *Zwischen Pütt und Negerdorf. 125 Jahre Bergbau in Kamen*. Text zur gleichnamigen Ausstellung zum 125jährigen Jubiläum des Bergbaus in Kamen, Kamen 1998.

Koch, NN, *Bergmannssiedlungen in den Kreisen Lüdinghausen, Hamm und Beckum*, in: *Aus Westfälischen Gauen. Handel und Wandel in den Landkreisen Hamm und Lüdinghausen*, Düsseldorf 1926 (Sonderveröffentlichung des Verlags für Architektur, Industrie- u. Stadtwerte Düsseldorf, Heft XVII), S. 88-102.

Lethaus, Ina, *Die Strukturentwicklung der Gemeinde Bönen*. Hausarbeit zur ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, Bönen 1986.

Niemitz, Ottilie, *Die Siedlungsentwicklung der Orte Altenböge und Bönen, Kreis Unna, und ihre Ursachen*. Schriftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an der Grundschule und Hauptschule, Bönen 1976.

Rennspieß, Uwe, *„Jenseits der Bahn“*. Geschichte der Ahlener Bergarbeiterkolonie und der Zeche Westfalen, Essen 1989.

Steinborn, Vera, *Arbeitergärten im Ruhrgebiet*, in: *Westfälische Forschungen*. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte, 61/2011, S.41-60.

Wessel, Friedhelm, *Die letzte Sau der Kolonie*. Geschichten zwischen Förderturm und Taubenschlag, Bottrop 2010.

Westfälischer Anzeiger und Kurier, Lokalteil Altenböge-Bönen, Ausgabe vom 26.01.1962.